

Porträt eines ehemaligen Heimkindes

Die Sehnsucht nach Familie bleibt

Kannikar Geiser, 25, lebte sieben Jahre lang in einem Kinderheim. Als Heranwachsende machte sie eine schlimme Zeit durch, voller Drogen und Depressionen. Heute hat sie ihren Weg gefunden. Noch immer vermisst sie die Liebe einer Familie. Das Heim vermisst sie nicht.

Aufgezeichnet von Irène Dietschi

«Mein Vorname Kannikar ist thailändisch und bedeutet «blühende Orchidee». In der Schweiz war ich immer Corina – das ist mein zweiter Vorname. Auch im Kinderheim nannten sie mich so. Inzwischen mag ich diesen Namen nicht mehr hören. Im Heim verbrachte ich eine sehr schöne Zeit – es war unter den damaligen Umständen das Beste, was mir passieren konnte. Doch jetzt habe ich keinen Bezug mehr dazu. Ich kenne dort praktisch niemanden mehr und habe damit abgeschlossen.

Ich bin halbe Thailänderin und in Thailand auf Koh Phangan, der Nachbarinsel von Koh Samui, geboren. Mein Vater wanderte aus der Schweiz dorthin aus, auf der Suche nach dem grossen Abenteuer. Auf Koh Phangan betrieb er eine Strandbar und vermietete Bungalows. Meine Mutter war erst 22, als ich zur Welt kam. Sie hatte andere Interessen, als sich um ein kleines Kind zu kümmern. So war ich häufig bei meinen thailändischen Grosseltern. Oder allein.

Als kleines Kind erlebte ich sehr viel mit, drastische Dinge, die sich in eindringlichen Bildern in mein Gedächtnis brannten. Mein Vater hatte schon damals ein Alkoholproblem, obwohl er es immer herunterspielte. Mit meiner Mutter hatte er schlimme, zum Teil gewalttätige Auseinandersetzungen. Er sagte einmal, er habe vor und nach meiner Mutter nie eine Frau ge-

kannt, die ihn derart zur Weissglut trieb, dass ihm die Hand ausrutschte. Meine Mutter war spielsüchtig. Sie verspielte Schmuck von mir und andere Wertgegenstände, zuletzt auch noch unser Haus und das Restaurant mit den dazugehörigen Bungalows. Und sie verkaufte sich an andere Männer. Oft nahm sie mich mit zu ihren Freiern. Ich war ein kleines Kind und habe einiges mitbekommen.

Dort blieb ich zwischen meinen Eltern ziemlich auf der Strecke. An das Gefühl, dass ich oft einsam war, kann ich mich gut erinnern. Die schönen Stunden waren die, die ich bei meinen thailändischen Grosseltern verbrachte. Meine Grossmutter verhätschelte mich, mein Grossvater nahm mich mit auf sein Fischerboot oder liess mich am Strand spielen und Muscheln sammeln.

Als ich sechs war, beschloss mein Vater, in die Schweiz zurückzukehren. Mein Onkel, der Bruder meiner Mutter, setzte alles daran, dass ich nachreisen konnte. Er fand, dass ich in der Schweiz die besseren Chancen hätte; in Thailand wäre ich als

weisses Kind – «Farang», wie sie dort sagten – immer Aussenseiterin geblieben. Der Abschied von meiner Mutter war ein extremes Erlebnis. Sie sass auf einem Motorrad, winkte mir zu – und ich ging weg. Das war alles. Sie war so alt wie ich jetzt. Acht Jahre später starb sie an Aids. Sie steckte sich an, als ich bereits fort war von ihr.

«Meine Mutter hatte andere Interessen, als sich um ein kleines Kind zu kümmern.»

Die neue Frau entpuppte sich als böse Stiefmutter

In der Schweiz warteten meine Schweizer Grossmutter, mein Vater und seine neue Partnerin auf mich. Später heirateten sie und bekamen zwei Buben, meine Halbbrüder. Für mich wollte er so schnell wie möglich einen «Mutterersatz», wie er sagte. Seine neue Frau entpuppte sich aber als die sprichwörtlich böse Stiefmutter. Sie schlug mich zwar nicht, aber sie übte psychi-



«Die Stiefmutter stellte meinen Vater vor die Wahl: «Entweder sie oder ich». So wurde ich als Neunjährige zum Heimkind»:
Kannikar Geiser, 25.

Foto: Monique Wittwer

sche Gewalt auf mich aus. Schnitt mir die Haare kurz, schmiss die Kleider fort, die meine Grossmutter mir schenkte, liess mich in alten Sachen herumlaufen, war eifersüchtig auf jede Zärtlichkeit, die mein Vater mir gegenüber zeigte.

Einer Tante von mir sagte sie: «Nach der Hochzeit will ich Corina loswerden.» Das hat mir die Tante viel später einmal erzählt. Und so geschah es auch; meine Stiefmutter erzählte

Lügen über mich: Ich hätte meinen Brüdern Reissnägeln ins Bett gelegt, oder ich hätte sie zu heiss gebadet. Eine Psychologin, welche die Vorwürfe abklärte, kam zum Schluss, dass ich ein ganz normales Kind sei, und dass die Zwietracht von meiner Stiefmutter aus käme. Aber irgendwann stellte sie meinen Vater vor die Wahl: Entweder sie und meine Brüder – oder ich. Mein Vater, der ein schwacher Mensch ist und immer den Weg

>>

des geringsten Widerstands nahm, entschied sich gegen mich. So wurde ich als Neunjährige ein Heimkind.

Der «Schärme» war eine Grossfamilie

Ich kam ins «Huus am Schärme» in Hägendorf im Kanton Solothurn. Dort hatte ich einen sehr warmen Empfang. Ich wollte zwar nicht ins Heim, aber rückblickend weiss ich, dass es für mich überlebenswichtig war; wer weiss, was passiert wäre, wenn ich meiner Stiefmutter noch länger ausgesetzt gewesen wäre.

Mit nur neun Kindern war der «Schärme» eine Grossfamilie, in der ich mich sehr gut aufgehoben fühlte. Zuerst kümmerte sich Iris um mich. Sie war für mich wie eine Mutter. Später übernahm Regina diese Aufgabe. Auch sie war eine ganz Gute. Geleitet wurde das Heim von Fredy. Bei ihm gefiel es mir, er war der Heimvater im guten Sinn. Ich denke zum Beispiel gerne an das Gutenachtrititual zurück. Wir Kinder konnten uns irgendetwas aussuchen: Vorlesen, Füsse massieren, Fredy machte öfters den «Kaspar»; es war eine fröhliche, familiäre Atmosphäre. Uh-schön. Später wurde Philipp Heimleiter.

Das «Huus am Schärme» ist schön gelegen mit viel Umschwung, mit Blick aufs Dorf und einem kleinen Wald in der Nähe. Wir Kinder hatten viele Möglichkeiten, uns im Freien auszutoben, beim Fussball und anderen Spielen, Baden und mehr. Das Highlight des Jahres war jeweils eine Woche Ferien in der Toskana. Es gab Regeln, zum Beispiel den «Ämtliplan». Jedes Kind hatte sein «Ämtli», das jede Woche wechselte. Auch den Umgang mit Geld brachten sie uns bei. Wir wurden zu zweit zum Einkaufen geschickt und mussten anschliessend den Kassenbon zurückbringen. So lernten wir zu budgetieren und unsere Mittel einzuteilen. Davon profitiere ich bis heute. Sie legten auch Wert darauf, dass wir selbstständig wurden. Zu meiner wöchentlichen Maltherapie nach Olten zum Beispiel fuhr ich allein mit dem Bus.

Täglich singen aus einem Schweizer Liederbuch

Die Schule besuchte ich in Hägendorf, erst drei Jahre Primarschule und dann die Oberstufe. Von der Primarschulzeit ist mir Herr Galliker in besonderer Erinnerung geblieben. Ein urchiger Mensch, der mit uns jeden Tag aus einem Schweizer Liederbuch sang und uns seine Taktik beim Lottospielen erläuterte: den Lottoschein entweder ganz früh oder erst kurz vor der Ziehung der Zahlen einzureichen, erhöhe die Gewinnchancen. Er konnte aber auch ganz schön streng sein. Ich war gut integriert in der Klasse. Meine beste Kollegin in der Primarschule war Petra. Sie besuchte ich oft zu Hause. Ihre Schwester und Eltern verkörperten für mich die heile Familie, wie ich sie mir auch sehnlichst wünschte. Mit ihrer Mutter, Trix, habe ich bis heute Kontakt. Auch sie war früher ein Mutterersatz für mich.

Es war eine glückliche Zeit, aber natürlich gab es auch Dinge, die mich störten. Wir waren Heimkinder, keine Familienkinder, und das bekamen wir zu spüren. Wenn im Dorf oder im Schulhaus etwas kaputtging, war in den Augen der Leute «bestimmt» ein «Schärme»-Kind daran schuld. Ich verstand auch nicht, dass ich jedes zweite Wochenende im Heim bleiben musste. Viel lieber wäre ich zu meinen Grosseletern gefahren, mit denen ich

ein gutes Verhältnis hatte, vor allem mit meinem Grossvater. Ihn liebte ich über alles. Als er starb, ging auch die Beziehung zu meiner Grossmutter auseinander – ihr Bruder, mein Grossonkel, hatte mich, seine eigene Tochter und auch Nachbarskinder belästigt. Sie aber sagte nie etwas, obwohl sie es wusste. Auch im Heim glaubten sie mir nicht.

An Weihnachten sehe ich, was andere haben und ich nicht

Meinen Vater sah ich in dieser Zeit nur selten. Ich vermisste ihn nicht, denn er war mir nie wirklich ein Vater. Ausserdem wollte ich meiner Stiefmutter aus dem Weg gehen – ich hatte damals einen grossen Hass auf diese Frau. Was ich hingegen schmerzlich vermisste, war eine intakte Familie. Das ist heute noch so. Weihnachten zu feiern ist für mich etwas vom Schlimmsten, weil mir an diesem Tag so deutlich vor Augen geführt wird, was andere Menschen haben und ich nicht.

Als ich in die Pubertät kam, hatte ich eine Phase, in der ich gegen meine Bezugspersonen im «Schärme» zu rebellieren begann. Ich warf ihnen vor: «Ihr werdet ja bezahlt dafür, dass ihr mich gern habt, also könnt ihr mich gar nicht

gern haben. Ihr duldet mich nur.» Ich hatte dann ein Gespräch mit Regina, die mich davon überzeugte, dass es nicht so ist; dass der Lohn am Monatsende nicht der Anreiz sei, diesen Job zu machen. Sie sagte, dass sie mich sehr gern habe, und ich glaubte ihr schliesslich. Nachher wars wieder gut.

Die Probleme bahnten sich an, als ich meine erste Lehre als Floristin begann und ins Begleitete Wohnen nach Olten kam. Es wurde so entschieden, denn ich sollte schrittweise selbstständig werden; ich gab zwar meine Unterschrift, aber welche Wahl hatte ich denn? Für mich war das eine schlimme Veränderung, ich fühlte mich unverstanden, abgeschoben. In den «Schärme» konnte und wollte ich nicht mehr zurück. Das unterscheidet ein Heim von der Familie.

Ab da ging es mir zunehmend schlechter. Meine Lehre schloss ich zwar ab, mit der Note 5,5. Aber ich hatte einen üblen Freundeskreis, kam in Kontakt mit Drogen. Im Begleiteten Wohnen schloss ich mich einer Mitbewohnerin an, die einen sehr schlechten Einfluss auf mich ausübte. Ich war damals häufig bekifft, zugekokst, betrunken. Mir war bewusst, dass ich in ein ungutes Fahrwasser geriet, aber ich dachte: «Was solls?» Ich fühlte mich sehr verloren. «Begleitetes Wohnen» hiess, nicht mehr gleich beschützt und behütet zu sein wie im Heim. Ich hatte auch starke Depressionen. Alles war mir gleichgültig. Die Drogen waren Gift, doch sie waren eine Möglichkeit zu vergessen. Dann lernte ich meinen Ex-Freund kennen. Er war 21, ich 17. Er war mein Prinz, mein Retter, der mich auf den richtigen Weg zurückbrachte. Er kommt aus gutem Elternhaus – seine Mutter ist Krankenschwester, sein Vater Dozent an der Universität –, und er bekam sehr viel Gutes von zu Hause mit. Ein liebevolles Herz, vorbildliche Umgangsformen. Die musste er mir nach und nach wieder beibringen, denn ich war etwas rüpelhaft geworden. Er glaubte immer an mich, er sagte: «Du bist intelligent, kreativ, willensstark!»

Trotzdem entglitt ich seinem Einfluss, und mit 21 hatte ich ein absolutes Tief. Zu den Depressionen gesellten sich Essstörungen. Ich hatte in mir eine solche Leere, dass ich sie nur noch

«Bei meiner Freundin erlebte ich die heile Familie, wie ich sie mir auch sehnlichst wünschte.»

mit Essen stopfen konnte. Stopfen, Leere, Stopfen, Leere – das war das Einzige, wozu ich damals imstande war. Mein Gewicht kletterte auf 107 Kilo.

Schliesslich verbrachte ich ein halbes Jahr in einer Klinik, wo sie mir mit Medikamenten und einer Gesprächstherapie helfen konnten. Seither geht es mir gut. Ich brauche keine Medikamente mehr. Die depressiven Phasen haben sich sehr vermindert und verkürzt, ausserdem habe ich jetzt Strategien, mit denen ich mich schnell wieder auffangen kann. Die hatte ich damals nicht. Es war meine Geschichte, die sich mit aller Gewalt Bahn brach und an die Oberfläche drängte. Ich hatte die schlimmen Erlebnisse aus der frühen Kindheit nicht verarbeitet. Alles kam mit einem Mal hoch: die Bilder aus Thailand, von meiner leiblichen Mutter, die ständigen Vorwürfe meiner Stiefmutter – «du bist hässlich, du bist dumm!» –, bis ich ihr glaubte. Am schlimmsten aber empfand ich das Gefühl des Abgeschobenseins. Heute kann ich damit umgehen, aber es berührt mich immer noch, ich denke immer: «Warum haben die überhaupt Kinder bekommen, wenn sie nicht auf sie aufpassen können?!» Auch meine Halbbrüder erfahren ein Minimum an Geborgenheit, keine Liebe. Das verletzt mich enorm. Wenn ich einmal selber Kinder habe, werde ich es auf jeden Fall besser machen.

«Wir waren Heimkinder, keine Familienkinder. Das bekamen wir zu spüren.»

Der Klinikaufenthalt half mir, wieder Fuss zu fassen. Ich fand danach rasch eine Stelle als Pflegehilfe in einem grossen Altersheim – als Floristin wollte ich nicht mehr arbeiten. Nach zwei Jahren sagten sie mir, sie würden mich als Fachangestellte Gesundheit sehen; weil ich gut organisieren und mit den Leuten umgehen könne. Also begann ich meine zweite Ausbildung und schliesse sie diesen Sommer ab. Der Pflegeberuf gefällt mir so gut, dass ich voraussichtlich weitermachen und die Höhere Fachschule besuchen werde.

Kannikar ist anders: selbstbewusst, gesellig und humorvoll

Was meine Zukunft betrifft, bin ich sehr zuversichtlich. Ich werde mich bestimmt nicht mehr fallen lassen. Wenn ich von früher erzähle, kommt die alte Corina vorübergehend zum Vorschein. Aber Kannikar ist anders – selbstbewusst, gesellig und auch humorvoll. Ich habe eine eigene Wohnung in Bern und einen guten Freundeskreis. Ab und zu sehe ich meine Halbbrüder. Mein Ex-Freund ist mir immer noch sehr wichtig, er ist inzwischen wie ein Bruder. Wenn ich mich mit anderen Heimkindern vergleiche, habe ich das Gefühl: Ich habe es gut gemacht. Ich fand aus schwierigen Verhältnissen heraus meinen Weg.» ●